WerkstattGeschichte 20, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1998, S. 124-127

Hilde Benjamin

Andrea Feth, Hilde Benjamin – Eine Biographie, Berlin (Berlin Verlag Arno Spitz) 1997, 278 S., 49.- DM

Marianne Brentzel, Die Machtfrau. Hilde Benjamin 1902-1989, Berlin (Ch. Links Verlag) 1997, 400 S., 48.- DM

Mächtige Frauen sind auch in der DDR-Geschichte rar. Blickt man auf die oberen Sprossen ostdeutscher Karriereleitern wird besonders deutlich, daß die Emanzipationsrealität weit hinter der Emanzipationsrethorik hinterherhinkte. Von daher ist es kaum verwunderlich, daß sich die Aufmerksamkeit der Forschung zunächst auf die wenigen Frauen richtet, die es »geschafft« zu haben schienen. Gleich zwei Biographien sind im letzten Jahr zu Hilde Benjamin vorgelegt worden, die mit vielen Vorurteilen unterschiedlicher Provenienz aufräumen.

Von westdeutscher Seite war sie, namentlich in Zeiten des Kalten Krieges, aber auch noch weit in die Gegenwart hinein als »rote« oder »blutige Hilde« und als Inbegriff einer unter dem Sozialismus »degenerierten Weiblichkeit« verschrien. Auch die DDR war weit davon entfernt, ihre langjährige Justizministerin als Paradefrau und Aushängeschild gelungener Emanzipation zu vereinnahmen. Ihre keineswegs unumstrittene Position in der DDR-Gesellschaft erklären beide Biographinnen weitgehend mit dem Makel des fehlenden proletarischen »Stallgeruchs«, den die Benjamin selbst zeitlebens durch besonders kompromißlose Linientreue zu kompensieren gesucht habe. »Jetzt steht die Partei in meinem Leben an erster Stelle. Es gibt keine Bindung, keine Beziehung, die dem vorginge«, schrieb sie 1954 in ihrem Partei-Fragebogen.

Den hier gezogenen Schlußstrich interpretieren beide Biographinnen einleuchtend mit dem Wunsch Titelfigur, ihre bürgerlichen Wurzeln zu kappen. 1902 in einem liberalen Bürgerhaus geboren, musikbegeistert und politikinteressiert, engagierte sie sich als Schülerin in der »Wandervogelbewegung«. Hier entstand auch die für ein Mädchen in den frühen zwanziger Jahren noch keineswegs übliche Idee, ein Jurastudium aufzunehmen. Während des von vielfältigen Diskriminierungen männlicher Professoren und Kommilitonen begleiteten Studiums trat sie dem Sozialistischen Studentenbund bei. 1926 heiratete sie den Bruder einer Studienkollegin. Georg Benjamin, sieben Jahre älter und Sohn einer großbürgerlichen jüdischen Familie, war Mitglied der KPD und als Schularzt im Wedding tätig. Sein Einfluß und ihre eigenen alltäglichen Erfahrungen als Arbeiter-Anwältin bewogen sie im Herbst 1927 zum Eintritt in die KPD. »Auch unser Alltagsleben war politisches Leben«, lautete ihr eigenes Fazit dieser gemeinsamen, von intellektuellem Austausch und politischem Engagement geprägten, offensichtlich sehr harmonischen Ehejahre. 1933 brach dieses Miteinander abrupt ab. Beide verloren ihre Zulassung, Georg arbeitete für die illegale KPD, wurde 1935 verhaftet und 1942 im KZ Mauthausen ermordet. Hilde Benjamin zog mit ihrem 1932 geborenen Sohn zu ihren Eltern. Vieles, was diese Zeit betrifft, bleibt aufgrund der bislang fehlenden Einsicht in das umfangreiche Privatarchiv im Dunkeln. Während Andrea Feth sich auf die ihr vorliegenden Fakten beschränkt und daher die Jahre 1933-45 denkbar knapp abhandelt, versucht Marianne Brentzel in psychologisierender Manier, der Gefühlslage ihrer Protagonistin nachzuspüren. Dies gelingt jedoch nur dort, wo sie auf das detailverliebte Konstruieren möglicher Alltagsszenarien verzichtet und auf Gespräche, Briefe und Tagebuchskizzen zurückgreifen kann. Stellenweise erlauben diese, zusammen mit einzelnen Photos aus dem Benjaminschen Privatarchiv, einen sehr intimen Einblick in die Besonderheit der Beziehung, die sich in der Zeit zwischen den Eheleuten, vor allem aber auch zwischen Mutter und Sohn entwickelt zu haben scheint.

Die Nachkriegszeit steht im Mittelpunkt der Darstellung von Andrea Feth. Ihr geht es als Juristin dabei auch um die Phasen und Entwicklungsstadien der DDR-Justiz generell, in der Hilde Benjamin als Schlüsselfigur fungierte. Auf der Basis des nun zugänglichen Aktenmaterials zeichnet sie zunächst den beruflichen Werdegang über die Position einer leitenden Staatsanwältin, einer ex-

ponierten Stellung in der Zentralen Deutschen Justizverwaltung der SBZ bis hin zur Vizepräsidentin des Obersten Gerichtes und Vorsitzende des 1a-Strafsenats. Diese Funktionen erlaubten es Benjamin, grundlegende Züge der ostdeutschen Nachkriegsjustiz auszugestalten. Dazu gehörte zunächst die konsequente Entnazifizierung der Justiz sowie die Ausbildung von Volksrichtern in Schnellkursen. Hier zeigt sich u.a., wie Andrea Feth belegt, Hilde Benjamins Neigung zu expliziter und bald erfolgreicher Frauenförderung. Hieraus ein um den Kampf für weibliche Gleichberechtigung zentriertes Lebensleitmotiv Benjamins abzuleiten, wie es Marianne Brentzel tendenziell tut, führt aber zu einer falschen Gewichtung der Prioritäten.

Berechtigt dagegen erscheint Brentzels Annahme, daß die großen Schauprozesse der frühen fünfziger Jahre und die Härte der Urteile deshalb mit soviel Abscheu registriert und kommentiert wurden, weil mit Hilde Benjamin eine Frau auf dem Richterstuhl saß. Für ihre These dagegen, »daß Frauen anders Macht ausüben«, hätte sie kein schlechteres Beispiel wählen können. Namentlich in den fünfziger Jahren, als in der bundesrepublikanischen Gesellschaft »Mütterlichkeit« und »Weiblichkeit« wieder hoch im Kurs standen, diente der Benjaminsche Habitus in Outfit und Auftreten trefflich dazu, das Klischee der vermännlichten Ostfrau zu bedienen. Mit Herrenhemd, schwarzem Jackett, Kravatte und enggeflochtener Gretchenfrisur leicht vorgebeugt die Angeklagten stechend fixierend und spöttisch abkanzelnd, erzeugt sie bis heute Gänsehaut. Während Marianne Brentzel wiederum spekuliert und ihr ein Schaudern am Frühstückstisch zubilligt, als sie den Bericht über die Vollstreckung eines von ihr verhängten Todesurteils liest, erklärt Andrea Feth ihre drakonischen Verdikte mit den Bedrückungen des Dritten Reiches, ohne dies selbst als Entschuldigung gelten lassen zu wollen.

Die vierzehn Jahre als Justizministerin der DDR zeigen dagegen keineswegs nur die »schreckliche Juristin«. Zwar erfahren beide Biographinnen aus Gesprächen mit ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, daß mit ihr nicht immer »gut Kirschen essen« war. Doch daneben zeigte sich auch wieder die engagierte und herzliche Anwältin für die Schwachen aus den Weddinger Ehejahren, etwa wenn sie ihre wöchentlichen Sprechstunden Allen zugänglich machte. Überdies nutzte sie ihr Amt zur Organisation und Lenkung der Justiz sowie für grundlegende Neuerungen im Straf- und Familienrecht. Gekonnt und auch für Laien luzide zeichnet Andrea Feth – hier ganz in ihrem Element – diverse Entwicklungsschritte in den Änderungen des materiellen Rechts nach. Vor allem beim Zustandekommen des 1965 verabschiedeten Familiengesetzes, das unter reger Teilnahme von Experten und großen Teilen der Bevölkerung (schön sind die Eingaben, die Marianne Brentzel zitiert) seit Mitte der fünfziger Jahre bereits breit diskutiert wurde, zeigte Hilde Benjamin sich als besonnene und engagierte Juristin. In dieser Zeit fand sie jetzt sogar bei Teilen der westdeutschen Öffentlichkeit ein positives Echo.

Der plötzliche »Rücktritt« Hilde Benjamins im Jahr 1967 verführt bis heute zu spektakulären Mutmaßungen, denen sich beide Biographinnen wohltuend enthalten. Marianne Brentzel gibt Michael Benjamins Meinung wieder, die Absetzung seiner Mutter sei aus staatspolitischen Gründen des Proporzes erfolgt, wonach ein Politiker der Liberalen Partei berücksicht werden mußte. Andrea Feth verweist daneben auf die beginnende Ost-West-Annäherung und erste Zeichen eines Endes der Ära Ulbricht, in der es galt, eine Symbolfigur des Stalinismus aus dem Scheinwerferlicht zu rücken. Ihrem Ministeramt enthoben, lehrte Hilde Benjamin einige Zeit als Professorin an der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften, verfaßte u.a. eine mehrbändige Rechtsgeschichte und widmete sich der Biographie ihres Mannes. 1989 starb sie an den Folgen einer Lungenentzündung.

Anders als Marianne Brentzel vorgibt,

vermag sie es nicht, in ihrer Darstellung einen psycho-historischen Ansatz vorzustellen. Vielmehr fügt sie sich in die lange Tradition empathischer Biographik ein, die im 19. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte. Noch weniger wird sie ihrem ambitiösen Anliegen gerecht, »das gesamte Panorama der DDR-Geschichte vor Augen zu führen«. Andrea Feth dagegen gelingt häufig ein Blick über ihre Hauptperson hinaus auf die Rechtsgeschichte der DDR. Die Juristin Feth zeigt sich dabei vor allem in der Fachkompetenz, glücklicherweise kaum im Sprachduktus ihres Berufes.

GUNILLA-FRIEDERIKE BUDDE
(Berlin)